

Rom, Byzanz und das Europa von morgen

von Rudolf Schieffer, München

Wonach sich das Europa von morgen historisch ausrichten sollte, welche Legitimation für sein Sosein es aus der Geschichte beziehen wird, ist bekanntlich eine Frage, über deren Beantwortung alles andere als Einvernehmen besteht. Vorbei sind die Zeiten, da beim Blick auf die politische Landkarte die Umrisse der ursprünglichen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) von den Pyrenäen bis zur Unterelbe und von der Kanalküste bis Sizilien die Reminiszenz an das Reich Karls des Großen nahelegten und die Stadt Aachen den seit über 50 Jahren vergebenen Karlspreis stiftete, der nicht bloß auf die räumliche Größenordnung dieses frühen Zusammenschlusses europäischer Völker anspielen sollte, sondern auch darauf, dass damals nach den Stürmen der Völkerwanderung eine neue Bündelung der Kräfte des christlichen Abendlandes gelungen war, ähnlich wie man es sich nach dem Zweiten Weltkrieg schon mit Blick auf die Bedrohung aus dem Osten abermals erhoffte. Seitdem ist das um Einigung bemühte Europa immer größer geworden und hat es zunehmend schwerer, seine Physiognomie irgendwo in der Vergangenheit wiederzuerkennen. Man könnte vielleicht meinen, das sei nicht weiter schlimm, doch wäre dies eine Täuschung. Wenn man nämlich den Prozess der europäischen Einigung im Grundsatz bejaht, stellt er die Aufgabe, die herkömmlichen nationalen, regionalen, konfessionellen Geschichtsbilder der Beteiligten durch ein übergreifendes historisches Bewusstsein wenn nicht zu ersetzen, so doch zu ergänzen. Jedenfalls widerspräche es aller Erfahrung zu glauben, eine politische Ordnung könnte inneren Halt und dauerhaften Bestand gewinnen ohne einen einigermaßen breiten Konsens über ihr Woher und Wohin im Verlauf der Geschichte. Daraus resultiert die Bedeutung des Ringens um ein europäisches Geschichtsbild, das nach 1945 in der Hoffnung auf einen grundlegenden Neuanfang einsetzte und in letzter Zeit erheblich an Aktualität und Eindringlichkeit zugenommen hat.

Dabei ist noch am wenigsten strittig, dass Europa eine Einheit bildet oder doch bilden sollte. Erst unter dieser Prämisse lohnt ja die Auseinandersetzung darüber, worauf seine Identität beruht, wieweit sie sich demgemäss räumlich erstreckt und wie ihr Verhältnis zu der unleugbaren inneren Vielfalt Europas zu bestimmen ist. Die Antworten sind nicht allein aus politischem Kalkül, ökonomischen Sachzwängen oder plebiszitären Stimmungsbildern abzuleiten, sondern auch und gerade eine Aufgabe der Historiker, die langfristige Determinanten der Entwicklung unseres Kontinents, religiöse und kulturelle Prägungen seiner Bewohner wie auch Verbindendes und Trennendes in den Beziehungen seiner vielen Völker zu beobachten und vielleicht auch zu deuten verstehen. Da allein schon die Strukturierung des europäischen Teils der Menschheit in politisch handlungsfähigen, ihrer selbst bewussten Völkern ein Ergebnis der mittelalterlichen Geschichte ist, geht das Thema den Mediävisten in ganz besonderer Weise an.

Seit dem großen politischen Umbruch von 1989/91 legt es sich mehr als früher nahe, ganz Europa vom Atlantik bis zum Ural in den Blick zu fassen. Dieser von Geographen seit dem 18. Jahrhundert konstituierte Raum bildet allerdings in der Gegenwart wegen der asiatischen Dimension Russlands sowenig wie jemals in der Vergangenheit einen Bereich, der sich in fühlbarer Weise als Einheit empfunden hätte. Im Jahrtausend des Mittelalters gab es in dieser Weltgegend ein Nebeneinander romanischer, germanischer, keltischer, slawischer, griechisch und noch anders sprechender Völker, die religiös vom römisch-katholischen, vom griechisch-orthodoxen Christentum, vom Judentum, vom Islam und von mancherlei weiteren, in der Außensicht als "heidnisch" etikettierten Vorstellungen geprägt waren. Die wechselseitige Wahrnehmung hat sich im Verlauf des Mittelalters fraglos verstärkt, blieb aber insgesamt nach neuzeitlichen Maßstäben immer schwach und lückenhaft. Vor allem fehlte es in diesem weitgespannten Raum an einvernehmlichen Merkmalen der Identität, die sich in einer umfassenden Selbst- oder Fremdbezeichnung, in überall anerkannten Institutionen, in einem alle verbindenden Geschichtsbewusstsein oder wenigstens in gemeinsamen Feinden manifestiert hätten. Für irgendeine Form von Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich von der Themse bis zur Wolga und von Gibraltar bis zum Nordkap erstreckt hätte, fehlten schlechthin alle Voraussetzungen.

Wer die mittelalterliche Vergangenheit des Raumes zwischen Atlantik und Ural für die heutige Europa-Diskussion fruchtbar machen will, was in jüngster Zeit zunehmend geschieht, kann deshalb schwerlich dessen Einheit, sondern allenfalls die Vielfalt zum überzeitlichen *Tertium comparationis* erheben. Dass der Kontinent Europa nicht erst neuerdings, sondern seit jeher und zumal im Mittelalter ein multikulturelles Erscheinungsbild aufweise, lautet denn auch die Botschaft, die aus solchem Blickwinkel der Geschichte abgewonnen wird. Daraus resultiert dann das Postulat, sich wissenschaftlich mit dem Verhältnis der einzelnen Kulturen, ihrer Überlagerung und Verdrängung, ihrer wechselseitigen Durchdringung oder schroffen Abstoßung auseinanderzusetzen, oder um es mit den Worten eines Protagonisten dieser Richtung zu formulieren: Die "Mittelalterhistorie ... hat die Aufgabe zu erforschen und darzustellen, wie die Repräsentanten der Kulturen in der Vergangenheit miteinander umgegangen sind, wo sie sich gefördert, bekämpft und zerstört haben, wie aus dem Gespräch Neues entstanden ist und durch Feindschaft Wichtiges verschüttet wurde". Eine derart dezidierte Würdigung der historisch bedingten Verschiedenheit in Europa ist wohl nicht allein als Reflex der aktuellen Umwälzungen auf unserem Kontinent zu verstehen, sondern auch als Reaktion auf eine jahrzehntelang vorherrschende Tendenz in Geschichtswissenschaft und Publizistik, die darauf aus war, dem allenthalben grassierenden Nationalismus gegenüber die Einheit Europas hervorzukehren und dementsprechend so viele gemeinsame Züge der europäischen Völker und Kulturen so weit wie möglich in die Vergangenheit zurückzuverfolgen.

So begreiflich die Gegenbewegung ist und so wertvoll auch die Erkenntnisse der europaweit vergleichenden Kulturforschung für die Bewältigung oder gar Voraussicht von Spannungen in der multikulturellen Gesellschaft von heute und morgen sein mögen, scheint mir doch, dass Vielfalt allein kaum zur historisch-politischen Profilierung Europas taugt, schon aus dem schlichten Grunde, dass auf diesem Wege keine gesamthafte Unterscheidung vom Rest der Welt gelingt, der bei näherem Hinsehen selbstverständlich von nicht geringerer Vielfalt geprägt ist. Der Historiker steht aber nicht nur vor der Aufgabe, die unendlich differente Fülle

vergängerer Wirklichkeiten zu erfassen und zu beschreiben, sondern er hat sie auch zu bündeln und zu gliedern nach Kategorien, die wohlgeordnet von ihm stammen und ständig der kritischen Reflexion bedürfen. Vor diesem Hintergrund erscheint es angezeigt, sich von einer unverrückbaren, rein geographischen Vorgabe (wie dem Raum zwischen Atlantik und Ural) zu lösen und nach verbindenden historischen Gesichtspunkten Ausschau zu halten, zu deren Dynamik es dann freilich gehört, nicht zu allen Zeiten von derselben räumlichen Reichweite gewesen zu sein. In erster Linie ist gewiss an das Christentum zu denken, dessen Ausbreitung über ganz Europa als der langfristig folgenschwerste Vorgang der mittelalterlichen Geschichte gelten darf.

Die geläufige Redewendung vom "christlichen Mittelalter" verdeckt ja eigentlich die Tatsache, dass diese Qualifizierung zunächst für mehr als die Hälfte unseres Erdteils noch gar nicht zutraf. Vielmehr liegt ein hervorstechendes Merkmal der Epoche gerade darin, dass die in dem griffigen Etikett zum Ausdruck gebrachte religiöse und kulturelle Homogenität erst allmählich und unter historisch analysierbaren Bedingungen herbeigeführt worden ist. Dafür war einerseits maßgeblich, dass durch die Expansion des Islam im 7. Jahrhundert die Ursprungsländer des Christentums in Vorderasien und Nordafrika weggebrochen sind, und zum anderen, dass in einem langwierigen Prozess der Missionierung sämtliche Völker des europäischen Nordens und Ostens, die nie unter römischer Herrschaft gestanden hatten, hinzugewonnen wurden: von Irland im frühen 5. Jahrhundert bis nach Litauen, wo 1386 der letzte weiße Fleck verbliebenen Heidentums ausgelöscht wurde. Freilich kann das geographische Europa des Mittelalters auch danach nicht als lückenlos christianisiert bezeichnet werden, denn abgesehen von der jüdischen Minderheit, die sich in sehr unterschiedlichem Maße über die einzelnen Länder verteilte, dauerte die Zurückdrängung des Islams durch die spanische Reconquista noch bis 1492, während gleichzeitig seit der Mitte des 14. Jahrhunderts das Osmanenreich auf dem südlichen Balkan Fuß faßte und dort eine dauerhafte Islamisierung bewirkte, der 1453 auch Konstantinopel anheimfiel.

Alles in allem ist jedoch die Dominanz des Christentums im spätmittelalterlichen Europa ernstlich nicht zu bestreiten, was zugleich vor dem Einsetzen der weltumspannenden Entdeckungen und des Kolonialismus an der Schwelle der Neuzeit diesen Kontinent markant von allen anderen Erdteilen unterscheidet. Wenn wir uns daher berechtigt fühlen, von einer christlichen Identität Europas als Resultat seiner mittelalterlichen Entwicklung zu sprechen, muss freilich im Auge behalten werden, dass dieser Wesenszug von Anfang an auf der Bipolarität des westlichen und des östlichen, des katholischen und des orthodoxen Christentums beruhte. Byzanz gehört ebenso zum Mittelalter wie Rom. Beide Hemisphären wurzeln in der vormittelalterlichen Frühzeit des Christentums, als sich der neue Glaube vom Osten her im Imperium Romanum ausbreitete und in den beiden Kultursprachen der antiken Welt Gestalt gewann. Politische Entscheidungen der ausgehenden Antike hatten zur unbeabsichtigten Folge, dass sich für die weitere Entfaltung der Kirche in Ost und West ganz unterschiedliche Rahmenbedingungen einstellten. Während im Okzident der rasche Verfall des von Rom gelösten Kaisertums den Aufstieg des römischen Bischofs zur einzigen gemeinsamen Instanz in einer pluralistischen Staatenwelt (seit 800 sogar mit Verfügungsmacht über ein erneuertes Kaisertum) begünstigte, festigte im fortbestehenden Ostreich der Kaiser in Konstantinopel seine ausschlaggebende Stellung in politischer und nicht weniger in kirchlicher Hinsicht. Es entstanden zwei ganz verschiedene Erscheinungsformen von Christentum und Kirche,

die prinzipiell am gleichen Fundament in Bibel und Kirchenvätern festhielten, beim Blick aufeinander jedoch vor allem ihre rechtlichen, liturgischen und mentalen Unterschiede wahrnahmen und sich darüber zunehmend entfremdeten.

Das Bild des in Ost und West christlichen und eben dadurch von der übrigen Welt unterschiedenen mittelalterlichen Europa, von dem ich sprach, verliert daher erheblich an Suggestivkraft, wenn man auf die Praxis des wechselseitigen Umgangs blickt. Ein gemeinsames Auftreten und Handeln von Lateinern und Griechen (etwa angesichts von beiderseits empfundenen Bedrohungen durch Dritte) war die seltene Ausnahme, umso mehr aber ist zu spüren von Unkenntnis, Mißtrauen, Vorwürfen oder schlichtem Desinteresse, die immer aufs neue Distanz schufen. Dabei spielte eine gehörige Rolle, wie sich schon im Verlauf des Mittelalters die Gewichte zwischen dem östlichen und dem westlichen Christentum verschoben haben. War zunächst das frühbyzantinische Reich politisch, ökonomisch und zivilisatorisch dem barbarisierten Westen deutlich überlegen gewesen, so holte der Okzident mit der Zeit auf, durch die Gewinnung neuer innerer Konsistenz seit der Karolingerzeit, durch die größeren Missionserfolge bei den Völkern im Norden und Osten Europas und durch das Ausgreifen der Kreuzzüge in den Orient, während gleichzeitig die Kaiser am Bosphorus ihre vorderasiatische Herrschaft Zug um Zug einbüßten und auch auf dem Balkan Schritt für Schritt zurückstecken mussten. 1204 wurde Konstantinopel von lateinischen Rittern erstürmt, lange bevor 1453 die osmanischen Türken dem immer weiter zusammengeschrumpften Kaiserreich den Rest gaben. Anders als das früh verschwundene Weströmische Reich ist Byzanz am Ende seiner langen Geschichte nicht aufgeteilt und in christliche Nachfolgereiche transformiert worden, sondern einer feindlichen Eroberung mit ganz anders geartetem religiös-kulturellen Anspruch zum Opfer gefallen.

Vollends haben sich die historischen Proportionen indes erst nach dem Fall von Byzanz gewandelt, da es dem lateinischen Europa seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert gelungen ist, sich samt seiner Form des Christentums überall auf der Welt zur Geltung zu bringen, während die ihres politischen Rahmens beraubte Orthodoxie ein auf den Osten und Südosten Europas beschränktes Phänomen ohne weltweite Strahlkraft blieb. Fraglos hat diese Erfahrung von nachmittelalterlicher Dynamik nicht wenig dazu beigetragen, dass sich im modernen Rückblick auf das Mittelalter der papstkirchlich geprägte Teil Europas weit in den Vordergrund schob und heute häufig mit dem christlichen Europa jener Jahrhunderte überhaupt gleichgesetzt wird. Umgekehrt hat diese Entwicklung auf orthodoxer Seite das Beharren auf einem "kanonischen Territorium" geschürt, auf einem abgegrenzten Bereich der Welt, in dem ausschließlich die Orthodoxie das Christentum darstellt und sich jede Infiltration durch andere Kirchen verbittet.

Das Nebeneinander von katholischem und orthodoxem Christentum entlang einer ziemlich stabilen Grenzlinie, die sich als antikes Erbe von der mittleren Donau bis zur Adria erstreckte und erst im Laufe des Mittelalters bis in Europas höchsten Norden, zwischen Finnen und Russen, verlängerte, lädt zur vergleichenden Betrachtung der missionarischen Expansion ein, die dem christlichen Europa des Mittelalters immer neue Konturen gegeben hat. Eine bemerkenswerte Parallelität der Entwicklung scheint mir im 9. Jahrhundert aufzutreten, als sowohl das Karolingerreich als damalige Vormacht des lateinischen Christentums wie auch der byzantinische Kaiserstaat als bis dahin praktisch exklusiver Rahmen des griechischen Christentums dazu übergingen, jenseits ihrer Reichsgrenzen eine Christianisierung zu fördern, die

nicht mehr auf eine gleichzeitige politisch-militärische Expansion ihrer Herrschaft hinauslief. Hatte noch Karl der Große vor 800 die Sachsen zugleich unterworfen und missionieren lassen und umgekehrt die Elbslawen von seinem Reich und ebenso von der Verkündigung des christlichen Glaubens ausgeschlossen, so lag ein beachtenswerter Wendepunkt im Jahre 826, als der dänische König Harald in Mainz die Taufe empfing und Kaiser Ludwig der Fromme dabei als Pate fungierte, ohne eine politische Unterwerfung zu fordern. Wenngleich Harald danach in seiner Heimat gescheitert ist und sich die Missionierung Dänemarks noch über Generationen hinzog, kam in dem Akt doch die Vorstellung klar zum Ausdruck, dass es neben dem vom Kaiser des Westens beherrschten Frankenreich auch andere Reiche christlicher Könige geben könne, die dem Imperator allenfalls in geistlicher Verwandtschaft verbunden waren. Nur wenige Jahrzehnte später erschienen 863 im Auftrag des byzantinischen Kaisers die Brüder Kyrillos und Methodios bei den von Konstantinopel weit entfernten Mähren, um dort eine kirchliche Organisation und liturgische Praxis nach griechischem Muster zu etablieren. Auch wenn dies schließlich zugunsten einer Westorientierung Mährens gescheitert ist, zeigt sich doch gleichzeitig bei der Christianisierung der Bulgaren, die in scharfem politischen Gegensatz zum östlichen Kaiserstaat standen und um deren Gewinnung die lateinische und die griechische Kirche rivalisierten, dass auch innerhalb der Orthodoxie seit 870 eine gesonderte bulgarische Hierarchie und die staatliche Eigenständigkeit des getauften Bulgarenkhans möglich wurden.

Ausgehend von diesen Präzedenzfällen im 9. Jahrhundert hat sich die weitere Konturierung des christlichen Europa nicht als politische Machterweiterung zweier universaler Imperien, sondern als Etablierung immer weiterer christlicher Königreiche auf gentiler Grundlage vollzogen. Dabei war die lateinische Hemisphäre bei weitem erfolgreicher als die griechische und hat den Gedanken einer Staatenwelt aus prinzipiell gleichrangigen Monarchien und Landeskirchen konsequenter verwirklicht als der Osten. Während die Orthodoxie nach Bulgarien bis zum Ende des 10. Jahrhunderts die Kiever Rus und in einem langwierigen Prozess Serbien, jeweils als Nationalkirchen, hinzugewann, betrug um 1200 die Zahl der lateinischen Könige mit eigenem Erzbischof bereits ein gutes Dutzend und verteilte sich von Skandinavien bis Portugal und von Schottland bis Ungarn, mit Einschluß der slawischen Polen, Tschechen und des mit Ungarn vereinigten Kroatien. Sie alle betrachteten den vom Papst gekrönten römischen Kaiser in der Mitte des Kontinents als den Inhaber der vornehmsten weltlichen Würde, doch fiel das politisch wenig ins Gewicht, weil die Kaiser keine Machtansprüche jenseits der Grenzen ihrer eigenen Königreiche Deutschland, Italien und Burgund geltend machten und längst schon aufgehört hatten, eine aktive Rolle bei der Erweiterung des abendländischen Europa zu spielen. Otto III. um 1000 ist der letzte Nachfolger Karls des Großen gewesen, bei dem ein solcher Impuls bei der Integration Polens und Ungarns zutage trat. Er stand damals bereits in Konkurrenz zum Papsttum, das dann von der Mitte des 11. Jahrhunderts an vollends die Führung übernahm und zur einzigen allseits anerkannten Legitimationsinstanz für die christlichen Herrscher im lateinischen Europa aufrückte.

Wenn sich dieser Teil des Kontinents im Hochmittelalter zusammenfand, geschah dies auf Veranlassung nicht des Kaisers, sondern des Papstes. Die Kreuzzüge, in denen sich die gemeinsame Gegnerschaft zur Heidenwelt, zumal zum Islam, manifestierte, sind dafür ebenso Beleg wie das von den Päpsten seit dem mittleren 11. Jahrhundert mit gesteigertem Impetus einberufene Allgemeine Konzil, das unter

Innozenz III. zum Treffpunkt aller Länder der lateinischen Welt einschließlich des christlichen Orients wurde. Ein solches Forum gemeinsamer Beratung und autoritativer Entscheidung über alle politischen Grenzen hinweg war in der damaligen Welt ohnegleichen und hatte längst auch keine Entsprechung mehr in Konstantinopel, wo die nicht seltenen Bischofsversammlungen auf der Initiative des Basileus beruhten und an den schrumpfenden räumlichen Radius von dessen politischer Macht gebunden blieben.

Vom beginnenden 21. Jahrhundert her gesehen, liegt das alles sehr weit zurück und ist doch von erheblichem Belang, wenn wir uns der christlichen Identität unseres Kontinents vergewissern wollen. Der westlichen Kirche in ihrer Gesamtheit ist früh und dauerhaft die Rückbindung an ein bestimmtes Staatsgebilde, zumal an das Kaisertum, abhanden gekommen und die hierarchische Autonomie, gipfelnd im immer umfassender bevollmächtigten Papsttum, dafür umso wesentlicher geworden, – mit allen krisenhaften Folgen, die das in der Zeit des Konziliarismus und erst recht in der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts gehabt hat. Dieser politischen Diversifizierung bei kirchlicher Zentralisierung steht die byzantinische Entwicklung gegenüber, die infolge der überragenden Autorität des dortigen Kaisers auch in geistlichen Dingen keine vergleichbar selbstbewusste Hierarchie hervorbrachte und zwangsläufig eine tiefe Zäsur durchlebte, als das Römerreich des Ostens 1453 militärisch ausgelöscht wurde. Das Patriarchat von Konstantinopel, dem Neuen Rom, bestand zwar fort, war aber, auf sich gestellt, zu schwach als tragfähiges Fundament der kirchlichen Einheit und musste es hinnehmen, dass sich der weitere Weg der Orthodoxie als ein Verbund von autokephalen Nationalkirchen, allenfalls mit Ehrenvorrang des Patriarchen, gestaltete.

Zwar hat es schon im Mittelalter an Versuchen nicht gefehlt, die Kluft zwischen den beiden Erscheinungsformen des Christentums mit gutem Willen zu überbrücken, doch haben sich letztlich die im Laufe vieler Generationen herangereiften Unterschiede in Mentalität, Recht und kirchlicher Alltagspraxis verschärft durch Animositäten aus konkreter Veranlassung, bis heute als stärker erwiesen. Natürlich möchte man das bedauern, aber es zeigt vor allem, dass die Geschichte eben kein Experimentierfeld ist, auf dem wir die vorgefundenen Rahmenbedingungen gemäß unseren Sehnsüchten und Bedürfnissen zurechtrücken können. Das größere Europa von morgen wird nicht auf der Einebnung solcher weit in die Vergangenheit zurückreichenden Unterschiede beruhen, sondern eher auf unserer vertieften Einsicht in die historischen Voraussetzungen seiner Divergenzen und gewiss auf der Bereitschaft zu einem Umgang miteinander, der die jeweils andere Seite nicht überfordert. Erst wenn wir uns die historisch gewordene Vielfalt von Christentum und Kirche in den verschiedenen Teilen Europas bewusst gemacht haben, werden wir in der Lage sein abzuschätzen, was gleichwohl die gemeinsame Substanz der christlichen Identität dieses zusammenrückenden Kontinents ausmacht.